

Wien, Berlin und ich.

Von Leopoldine Konstantin.

Da ich nicht gar so abergläubisch bin, wie es sich eigentlich für die Bühne gehört, so sage ich es frei heraus, ohne dreimal unter den Tisch zu klopfen: „Ich bin sehr glücklich, sehr froh, sehr stolz! Dieser Erfolg, der mir in Wien geworden ist, hüllt mich ein, hebt mich empor, betäubt mich und läßt mich auf Stunden ganz vergessen, wie traurig die Welt jetzt eigentlich ist“.

Es ist wirklich nicht mein erster Erfolg. Als ich als „Star“ mit „Sumurum“ nach London, nach New York, Chicago, Philadelphia und in hundert andere Städte kam, da wurde mir mein Erfolg sichtbar genug gezeigt: Lebensgroß startete mir mein Bild von den grellen Plakaten entgegen, die Theaterblätter veröffentlichten hundert Gesichtchen über mich, meine Photographien verschwanden fast nicht mehr aus ihren Seiten und wenn ich als „the great Konstantin“ erkennen und mir etwa spontan ich mir schon wohlgefällig sagen: „Also, da sieht es schwarz auf weiß, daß aus der „kleinen“ Konstantin die „große“ geworden ist“.

Wenn ich aber vor den Riesenplakaten in Piccadilly oder am Broadway stehen blieb und mich selber in der stillen Hoffnung angassie, daß die Leute neben mir mich als „the great Konstantin“ erkennen und mir etwa spontan eine kleine Straßenhuldigung bereiten würden, so wurde ich regelmäßig enttäuscht. Denn dort ist das nicht so: Man wirft Blumen und in westlicheren Gegenden sogar Goldstücke und Gescheide auf die Bühne, aber man trägt das Bild des Künstlers nicht im Herzen mit nach Hause.

Auch in Berlin ist das nicht so. Ich darf wohl behaupten, daß ich in Berlin beliebt bin und geschätzt werde. Und junge Enthusiasten pflegen auch in Berlin am „Bühnentür“ auf mich zu warten, um mir Blumen zu geben oder Autogramme abzuverlangen. Wenn ich aber um die Ecke herum bin, so bin ich untergetaucht, die Straße kennt mich nicht, die Stadt braust über mich hinweg.

In Wien flüstert und zischelt es um mich her. Auf der Straße machen liebe junge Mädchen, die ich nicht kenne, ihren Knix vor mir, gehen mir edige junge Herren mit drei Bartstopfeln und viel Wimmerln im Gesicht ehrerbietig nach, bis ich im Theater oder im Hotel verschwinde. In der Elektrischen stoßen die Leute einander an und die Worte, „das ist die Konstantin“, treffen immer wieder mein Ohr, das solche Worte so gern hört. Oh, welche Heuchelei, wenn ein Künstler tut, als würde ihn die Günst des Publikums gleichgültig lassen, als wäre er abgestumpft! Niemals kann man dieser süßen Schmeichelworte, dieser Liebkosungen, dieses Lobes überdrüssig werden, nie auch nur genug davon bekommen.

Ein kleines Erlebnis darf ich wohl erzählen. Vormittags klopfte es an der Tür meines Hotelzimmers. Ich denke, es sei das Stubenmädchen und rufe: „Herein!“ Aber vor mir steht eine fremde Frau aus bürgerlichen Kreisen. Und als ich frage, mit wem ich das Vergnügen habe, sprudelt sie heraus:

„Gleich, gleich werde ich mich vorstellen. Zunächst will ich Ihnen nur sagen, wie sehr ich Sie verehere, wie ich Sie liebe und bewundere. Dreimal war ich schon bei der „Tänzerin“ und werde noch oft hingehen. Man kann Sie ja nicht oft genug sehen. Sie sind eine große Künstlerin, gnädiges Fräulein, die größte, die ich schon seit Jahren gesehen habe. Aber erlauben Sie mir als älteren Frau einen Rat, der vom Herzen kommt: Heiraten Sie doch den Lazy! Schauen Sie, der Mann meint es wirklich gut mit Ihnen, er will Ihnen doch seinen Namen geben und Sie werden sicher glücklich mit ihm leben! Schauen Sie, Fräulein, heute sind Sie jung und schön. Aber die Jahre vergehen, man kann nicht immer jung bleiben und einmal werden Sie Runzeln haben und müde sein und dann wird es Ihnen sehr leid tun, daß Sie den armen Lazy nicht genommen haben!“

Ich erfaßte die Situation und Komplimentierte die liebe, gute Frau, die im Ueberschwang ihres künstlerischen Mitlebens Wahrheit und Dichtung, Bühne und Leben nicht mehr auseinanderhalten kann, und den Lazy in der „Tänzerin“ für meinen wirklichen Bewerber hält, sanft hinaus.

Ich möchte behaupten, daß diese Geschichte nur in Wien geschehen konnte. Sicher gibt es auch in Berlin phantastische Menschen, deren Sinn das Erlebte mit dem Erträumten verwechselt. Aber, daß sich das so äußert, wie bei dieser Frau, ist doch ganz wienerisch. Denn nur in Wien gehört der Künstler, wenn man ihn liebt, ganz und gar der Stadt. Nur in Wien nennt man ihn „unser“.

Was soll aber rein rader, auch nicht der letzte Wortwurf gegen Berlin sein, wo allein ich das werden konnte, was ich bin. Auf die mir so oft gestellte Frage: „Wo sind Sie lieber, in Berlin oder in Wien?“ kann ich nur immer wieder antworten: „Am liebsten bin ich in Berlin und Wien.“ Auf die Dauer könnte ich ohne Berlin nicht leben, und immer wieder wird es mich nach Wien ziehen. Diese losende, überhitzte Arbeitsatmosphäre, die den Künstler in Berlin umgibt, dieses fast fanatische Drängen nach künstlerischer Wahrheit, nach neuer künstlerischer Form, diese ewige Spannung, dieses Klettern nach oben und vorwärts, dieses Ringen und Kämpfen, Opfer, die nicht mit können, am Wege liegen lassen, um einmal selbst am Wege liegen

zu bleiben — das ist etwas Köstliches, ist ein ewiges Stahlbad der Nerven.

Das kennt Wien nicht. In Wien wird man mollig, in Berlin straffen sich die Sehnen.

In Berlin kämpft man mit fliegenden Füssen und leuchtender Zunge um den Erfolg. Nur in Wien aber kann man den Erfolg ganz und gar und restlos genießen!

In Wien geliebt zu werden, ist das Höchste, was der Künstler erreichen kann. Höre ich den Jubel des Publikums am Abend, sehe ich die Briefe, höre ich wie lieb und gut die Wiener über mich urteilen, so glaube ich, dies Höchste erreicht zu haben. Und unwillkürlich ziehen die Etappen meines künstlerischen Werdeganges an meiner Erinnerung vorbei. Ich sehe mich als übermütiger Franz in meiner Vaterstadt Brünn, umgeben von der treu sorgenden Liebe meiner Eltern, geleitet und angeregt von dem tiefkünstlerischen Empfinden meines verstorbenen Vaters. Ins Theater rannte ich damals schon, so oft ich nur durfte, und wenn in der Familie, in Gesellschaft, in der Schule beklamiert werden sollte, so war ich überglücklich, wenn ich dazu ausersehen wurde.

Als blutjunges Mädchen wurde ich mit dem Meister deutscher Vortragskunst Alexander Strafosch bekannt, er wurde mein Lehrer und Gatte.

Strafosch brachte mich zu Reinhardt nach Berlin, dort lernte ich auf der Bühne stehen und gehen. Mein Mann starb und ich war noch immer die ganz, ganz kleine Konstantin, mit den ganz, ganz kleinen Rollen und den Kritiken in der letzten Zeile, in denen es heißt: „Auch die Damen K. und J. taten ihr Bestes...“

Bis Studens „Gawan“ vorbereitet wurde, ich raffte mich auf, ich wollte und mußte die Maria spielen. Ich sprach die Rolle dem Regisseur vor, er schüttelte den Kopf und sagte mitleidig: „Das geht nicht, Kleine, Sie müssen noch viel lernen.“ Ich gab nicht nach, rannte zu dem Dichter selbst, sprach ihm die Rolle vor und spielte sie dann, weil Studen darauf bestand. Das war mein erster, großer Erfolg, ich war nicht mehr die kleine Konstantin. Wenige Wochen später feierte ich in der Pantomime „Sumurum“ wirkliche Triumphe, und ich ging nun mit dem Reinhardt'schen Ensemble auf Reisen, kam sechsmal nach London, spielte fast ein halbes Jahr in Amerika. Und war nun „the great Konstantin“.

Man weiß, daß ich jetzt inmitten eines eigenartigen Rechtsstreites stehe, dessen Entscheidung in Künstlerkreisen mit großer Spannung erwartet wird. Reinhardt konnte mich im letzten Jahr innerhalb seines Repertoires nicht genügend beschäftigen und ich bat ihn zuerst um die Erlaubnis, zu gastieren, dann, als er mir dies abschlug, um meine Entlassung. Er gab sie mir nicht und klagte mich auf Einhaltung des Vertrages. Damit wird vielleicht die Frage des Rechtes auf Beschäftigung ihre prinzipielle Lösung finden. Es soll ein für allemal entschieden werden, nicht ob der Direktor den Künstler beschäftigen muß, sondern ob der Künstler gezwungen sein soll, im Vertrag zu bleiben, wenn er nicht beschäftigt wird.

Das ist aber wahrhaftig nur ein Prinzipienkonflikt zwischen mir und Reinhardt. Als Menschen und als Künstler liebe und bewundere ich Reinhardt heute ganz so wie damals, als ich sein Theater zum erstenmal mit scheuer Ehrerbietung betrat.

Im Dezember soll ich wieder nach Amerika reisen, um ein Gastspiel bei „Shubert“, dem König des amerikanischen Theatertustes, zu absolvieren. Gute Freunde machen mir recht bange und warnen mich vor der Ueberfahrt. Ich werde es aber wagen. Denn wenn sich auch meine Lebenslinie zwischen Wien und Berlin bewegen soll, so ist der Drang ins Weite und Ferne hinaus in mir doch übermächtig.